

Gedenkrede 20. Juli 2001

Michael Roth

„Wenn wir uns schon mit einer Epoche abfinden müssen, in der die größere Wahrscheinlichkeit für ein vorzeitiges Lebensende steht, sollten wir doch wenigstens dafür sorgen, dass es einen Sinn hat zu sterben – gelebt zu haben“.

Diese ernsten, prophetischen Worte Adam von Trotts notierte er mit 26 Jahren. Sie haben mich sehr berührt. Wir erinnern uns heute hier am Kreuz an Adam von Trott und sein Schicksal. Er suchte seinem Leben einen Sinn zu geben. Sie, hochverehrte Frau von Trott, Sie, lieber Heinrich von Trott, trauern mit ihren Familien und denen, die ihm persönlich verbunden waren, um einen Menschen, der ihr Leben so tief und nachhaltig geprägt hat. Ihr Mann und Bruder ist vom deutschen Staat und seinen Henkern ermordet worden, weil er für etwas Selbstverständliches eingetreten ist. Adam von Trott war nicht zum Held geboren, er hat sich wohl auch nicht als Heros gesehen. Er hat schlicht seinen ethischen Maßstäben entsprechen wollen – und ist dafür in den Tod gegangen. Das lässt uns heute noch schauern.

57 Jahre sind seit dem gescheiterten Attentat auf Adolf Hitler vergangen. Heute haben sich Menschen aus vier Generationen um das Kreuz versammelt. Einige wenige unter uns lebten oder arbeiteten noch mit Adam von Trott. Viele von uns gehören zur Nachkriegsgeneration. Und zwischenzeitlich finden immer mehr jüngere Menschen hierher, die als Enkel oder gar Urenkel auf das Leben und Wirken ihrer Großeltern zurückblicken. Wir unterscheiden uns in unseren Erfahrungen, Erinnerungen und Kenntnissen. Uns eint aber der Wunsch, gemeinsam Adam von Trotts und seiner Freunde zu gedenken.

Heute wurde ich als Repräsentant der jüngeren Generation zum Mitreden und Mittun eingeladen. Dafür möchte ich vor allem der Stiftung Adam von Trott und ihrem Geschäftsführer Joachim Garstecki aufrichtig danken.

Erwarten Sie bitte keinen historischen Abriss über den Nationalsozialismus und seine Greueltaten. Ich vermag auch keine angemessene Würdigung des Widerstandes im Allgemeinen oder des Lebens und Wirkens Adam von Trotts im Besonderen zu leisten. Ich möchte Ihnen gleichwohl anbieten, mit mir über zukunftsweisende Formen und Inhalte des Gedenkens an den nationalsozialistischen Terror, vor allem an seine Opfer nachzudenken. Meine Generation lernte überwiegend durch die Schule, durch Bücher und Filme etwas über die mit seinen Verbrechen gegen die Menschlichkeit beispiellose Zeit des Nationalsozialismus. Ich habe mich nicht erinnert, ich wurde informiert. Ich gehöre der letzten Generation an, der die Möglichkeit offen steht, mit Zeitzeugen, Opfern wie Tätern in Kontakt zu treten.

Ich habe es als besonderes Glück empfunden, Sie, hoch verehrte Frau von Trott und Sie, lieber Heinrich von Trott, in Vorbereitung meiner Rede zu längeren Gesprächen getroffen zu haben. Ich weiß um dieses besondere Privileg, das sich nicht mehr vielen meiner Altersgenossinnen und -genossen als Chance eröffnen wird. Ich war nicht nur beeindruckt von Ihrer ganz persönlichen Schilderung Ihres Mannes und Bruders, wie man sie in keinem Buch wird nachlesen können. Sie lassen sich nicht auf die reine Rolle der „Denkmalpfleger“ Adam von Trotts reduzieren. Sie machen Mut, ganz im Sinne Adam von Trotts, vermeintliche Wahrheiten kritisch zu hinterfragen und neue Antworten auf alte Fragen zu suchen. Für diese eindrucksvollen Begegnungen danke ich Ihnen sehr.

Gerade weil diese Begegnungen mit Augenzeugen uns Jüngeren, erst recht den uns nachfolgenden Generationen, nicht mehr lange vergönnt sein werden, müssen wir nach neuen Wegen des Gedenkens suchen.

Jede Generation wird durch gemeinsame Erinnerungen und ein gemeinsames Gedächtnis geprägt. Das grenzt uns von anderen Generationen ab, macht uns einander bisweilen

auch fremd. Die Mutter versteht nicht ihren Sohn. Der Großvater entfremdet sich von seiner Enkelin. Dieser Ort des Gedenkens, an dem wir heute zusammen gekommen sind, kann uns dabei helfen, Entfremdung und Abgrenzung zu überwinden. Wir treffen uns, tauschen unsere Gedanken aus, hören einander zu. Das Kreuz über den Bergen und Wäldern Imshausens, die Adam von Trott so liebte, regt zur offenen Begegnung und zur Auseinandersetzung mit neuen Ideen an.

Die Geschichte erträgt nicht den Absolutheitsanspruch einer vermeintlich reinen Lehre. Aber grundlegende Menschenrechte, damit unverzichtbare bürgerliche und soziale Freiheitsrechte, sind nicht nur für die meisten Menschen auf diesem Globus ein Traum. Sie sind in Europa nach vielen Auseinandersetzungen, auch blutigen Kriegen, endlich Standard geworden. Diese Freiheiten gilt es zu bewahren und zu verteidigen. Sie sind zeitlos. Denn auf Grundlage dieser Freiheiten erst ergeben sich zivilisierte Möglichkeiten des Austauschs unterschiedlicher Meinungen und Ideen. Deshalb muss jede Generation offen sein für die Gedanken neu heranwachsender Kräfte. Generationen müssen voneinander lernen können.

Adam von Trott hat uns einen Auftrag erteilt: Sich seiner Verantwortung bewusst zu sein und für seine Überzeugungen einzutreten, damit das Leben einen Sinn erhält. Das schien und scheint uns Deutschen immer wieder besonders schwer zu fallen. Das Ende des Zweiten Weltkrieges und die Befreiung vom Faschismus hinterließen Zerstörung und Orientierungslosigkeit. Viktor Klemperer fragte schon 1944: „Wie lange wird es dauern, bis man aus diesen Kinderköpfen den nationalsozialistischen Unrat entfernt haben wird?“ Wo hätte ich damals als junger Mensch Halt zur kritischen und offenen Reflexion gefunden, als das, was als unumstößliche Wahrheit galt, gerade vor meinen Augen zerfallen war? 1945 hatte Deutschland eine Jugend, die vom Krieg und der Diktatur gealtert war. Sie erkannte, ja verkannte auch lange, was so viele zu lange geglaubt hatten. Der Wunsch nach einer vermeintlichen Normalität, die eine verlorene Kindheit und Jugend vergessen lassen sollte, überdeckte die notwendige Auseinandersetzung mit dem Terror und seinen Folgen. Mit der Shoah ebenso wie mit dem Widerstand, zu dem man selbst den Mut ja nicht aufbrachte. „Lieber Überleben. Lieber noch da sein, weiterarbeiten, wenn der Spuk vorüber war“, beschrieb die Schriftstellerin Marie Luise Kaschnitz dies 1973 rückblickend. Sie haben mir, verehrte Frau von Trott, eindrucksvoll ihre Rückkehr nach Imshausen geschildert. Sie waren nach dem Krieg ein Stachel im Fleisch der dörflichen Gemeinschaft, ungewollt und unbewusst hielten Sie den Mitläufern, den Ignoranten und Aktivisten den Spiegel vor. Die wollten gleichwohl nichts mehr hören und nicht mehr sehen.

Eben diese Teilnahmslosigkeit und Realitätsflucht in den Nachkriegsjahren überdeckten damals die Schuldgefühle. „Man versteht sich auf das Nichtreden im Reden“ charakterisierte Karl Jaspers das Schweigen zur Vergangenheit. Das galt ja nicht nur für Politiker, Unternehmer und Wissenschaftler, sondern ebenso für die Bäuerin, den Bergmann und den Handwerker in Imshausen, Heringen oder Rotenburg.

Die Erinnerung an die kleine wie heterogene Gruppe des Widerstandes hätte hilfreich dabei sein können, sich der Vergangenheit des Faschismus zu stellen. Aber unsere Großeltern verschlossen allzu oft die Augen vor den Ermordeten von Auschwitz. Dabei wären offene Trauer, Scham und Tränen nicht nur eine menschliche Geste des Anstandes, sondern durchaus Chance zur Katharsis gewesen.

Der Widerstand und seine Rolle im faschistischen Deutschland wurden im Nachkriegsdeutschland rasch missbraucht für Schönfärbereien, die das eigene Gewissen entlasten sollten. Der Kern des wahren deutschen Volkes, so konnte man noch lange in den Reden konservativer Politiker zum 20. Juli lesen, hatte sich im Widerstand gefunden und rettete die Ehre des deutschen Volkes über seine finstersten Zeiten hinweg. Damit entrückten sie ihn einer kritischen Sicht ebenso wie einer angemessenen Würdigung.

Das Klima der Schlussstrich-Mentalität gegenüber der NS-Vergangenheit breitete sich in den fünfziger und sechziger Jahren aus. Begünstigt natürlich auch durch die zahlreichen, zum Teil skandalösen und kaum kaschierten personellen Kontinuitäten zwischen Hitler- und Adenauerzeit in Politik, Justiz, Wirtschaft und Wissenschaft.

Das Verschweigen und Verdrängen rief gleichwohl vor allem unter der jüngeren Generation in den sechziger Jahren ein Unbehagen und Nachfragen hervor. Die Ereignisse der Vergangenheit wurden klarer ins Auge gefasst. Das verschämte Murmeln vom schicksalhaften Verhängnis, vom Betriebsunfall in der deutschen Geschichte, wurde zunehmend kritisch und beharrlich hinterfragt. Aus abstrakten unmenschlichen Tätern einerseits und Opfern, die Unmenschliches zu erleiden hatten andererseits, wurden in dieser Zeit Menschen mit Gesichtern und Geschichten. Die so genannten Achtundsechziger, ihr damals ablehnendes Verhältnis zu Staat und Gesellschaft, standen und stehen immer wieder im Fokus der öffentlichen Kritik. Nicht wenige sind inzwischen nach ihrem Marsch durch die Institutionen dort angekommen, so sie früher ihre ärgsten Gegner, ja Feinde vermuteten. Ihnen gegenüber kritische Fragen nach dem Verhältnis zu Gewalt und doktrinären Ideologien zu stellen, erscheint mir mehr als legitim. Der Fall Joschka Fischer belegt aber den ins Perverse abgleitenden Versuch rechter Kreise, die Achtundsechziger Bewegung als Ganzes im Nachhinein zu diskreditieren.

Dabei gehört es zu den großartigen Verdiensten dieser Generation, endlich die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und Holocaust gesucht zu haben. Wo wären wir heute ohne Rudi Dutschke, Erich Fried oder Oskar Negt?

Es war die junge Generation, die auf der Straße, in Universitätssälen und in Büchern, aber auch im heimischen Wohnzimmer ihren Eltern die Frage „und was habt Ihr damals gemacht“ immer wieder stellten. Die Generation der Täter wurde von ihrer eigenen Geschichte eingeholt.

Willy Brandts Appell, mehr Demokratie zu wagen, läutete ein Mehr an Partizipation, Mitverantwortung, Emanzipation, Chancengleichheit und sozialer Gerechtigkeit ein. Eine neue kritische Generation übernahm Verantwortung für die Geschichte der Deutschen zwischen 1933 und 1945.

Natürlich gab und gibt es Ewiggestrige, die den Holocaust leugnen und nationalsozialistische Verbrechen zu relativieren, gar schön zu reden trachten. Mitte der achtziger Jahre entbrannte der so genannte Historikerstreit. Der Historiker Ernst Nolte sah im deutschen Nationalsozialismus eine Antwort auf die kommunistische Diktatur Stalins. Immerhin regte sich nicht nur bei Jürgen Habermas Widerspruch. Eine gesellschaftliche Debatte setzte sich abermals in Gang. Es gibt eben keine Normalität im Umgang mit der Geschichte des Nationalsozialismus. Das Vergangene *darf* nicht vergehen. Der aufklärerische Geist der Jugend von Achtundsechzig ist in die Jahre gekommen. Das Erinnern wird zunehmend Geschichte, das Gedenken Ritual. Immer glatter und polierter wurde das Gedenken in den 90er Jahren. Die Erinnerungskultur, davor bin ich häufig selbst zurück geschreckt, drohte immer mehr zum Erinnerungskult zu verflachen. Bloß die Form wahren und die Formeln kennen. Je ungenauer das Wissen darüber wird, woran es zu erinnern und worüber es zu sprechen gilt, umso mehr verlassen sich die Rituale auf die emotionale Kraft des Gegenstandes des Erinnerns. Aber die Vergangenheit lebt im Erinnern und in unserem kollektiven Gedächtnis weiter. Sie wird in der nächsten Generation voll darauf angewiesen sein, „gedacht“ zu werden. Da reicht die Erzeugung von Emotionen allein nicht mehr aus.

Ich selbst war als junger Mensch scheinbar Gegenstand der Frage, ob man die Jugend denn nicht mit der „Moralkeule des Nationalsozialismus“ überfordere. Ob man sie nicht ungerecht behandle, wenn ihr mit einer Vergangenheit, die doch gar nicht die ihre sei, der unbeschwerte Weg in die eigene Zukunft verstellt würde.

Ich empfinde es als schlimme Entgleisung, wenn alte Männer wie Martin Walser diese Fra-

gen zu stellen glauben müssen. Geht es ihnen wirklich um meine Generation oder nicht eher um ihr historisches Scheitern und ihr Unbehagen damit, verantwortungsbewusste Konsequenzen aus Faschismus und Holocaust gezogen zu haben?

Unsere Vergangenheit – und die deutsche Geschichte ist ein Teil unserer Vergangenheit – ist keine Überforderung, sie ist allein eine Herausforderung. Wir sind nicht schuldig, wir tragen aber Verantwortung. Wir sind verantwortlich für Freiheit, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit. Wir machten uns schuldig, wenn wir dafür nicht einstünden.

Wir erheben den Anspruch, unsere eigene Form des Erinnerns daran zu entwickeln. Mit der Erinnerung wurden wir nicht geboren, aber mit der Vernunft. Wir müssen die Balance wagen zwischen dem Recht auf Unwissen und unserer Pflicht zu lernen – vor allem aus der Geschichte.

Vieles in unserem Land gibt auch heute noch Anlass zur Sorge. Immer wieder beklagen sich junge Menschen, im Unterricht unablässig mit dem Nationalsozialismus konfrontiert zu werden. Dieser vermeintlichen Überfütterung stehen jedoch massive Informationsdefizite gegenüber. Jüngste Statistiken belegen die frappierende Unkenntnis: 21,9 Prozent der Jugendlichen zwischen 14 und 27 wissen nicht, wer oder was Auschwitz ist; 65 Prozent kennen den Begriff Holocaust nicht, unter den Abituranwärttern sind es 43 Prozent.

Ich bezweifle einen Überdruß junger Menschen an der Geschichte unseres Landes zwischen 1933 und 1945. Ich befürchte aber, dass häufig Lehrinhalte, didaktische Aufarbeitung und Wissensvermittlung der jetzigen Generation von Schülerinnen und Schülern nicht mehr gerecht werden. Sehr wohl interessieren sich Jugendliche für dieses dunkelste Kapitel deutscher Geschichte. Ich erinnere nur an die vielfältigen Aktivitäten von Schulklassen, die sich der nationalsozialistischen Vergangenheit einfühlsam und engagiert stellen.

Beispielhaft ist die Geschichtswerkstatt der Jakob-Grimm-Schule Rotenburg an der Fulda, die mit ihrem Lehrer Dr. Heinrich Nuhn die Erinnerung an das jüdische Leben, insbesondere die Synagoge in Rotenburg wieder hat aufleben lassen. Kürzlich wurde sie mit dem Viktor-Klemperer-Jugendpreis ausgezeichnet.

Viele Jugendgruppen meines Wahlkreises, mit denen ich mich in Berlin treffe, gehen in der Bundeshauptstadt auf Spurensuche, sie besuchen Gedenkstätten und besuchen die authentischen Orte des Nazi-Terrors, wie zum Beispiel Sachsenhausen. Darüber hinaus beabsichtigt der Schulchor der Modellschule Obersberg eine Partnerschaft mit einem israelischen Jugendchor zu initiieren.

Auch 56 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges bleiben die Verstrickungen unserer Region und ihrer Menschen in das nationalsozialistische Unrecht teilweise im Dunkeln. Straßen und Plätze sind immer noch nach Nazi-Schergen oder deren Sympathisanten benannt. Um die Verantwortung heimischer Unternehmen für Zwangs- und Sklavenarbeit hüllt sich der Mantel des Schweigens. Wenig erinnert an das zerstörte jüdische Leben in vielen unserer Dörfer.

Ohne engagierte und mutige Schulklassen, Jugendgruppe, Lehrerinnen und Lehrer wüssten wir noch viel, viel weniger darüber, welche Rolle Waldhessen im Nationalsozialismus spielte. Junge Leute haben Beachtliches geleistet und immer wieder gegen Mauern des Schweigens angekämpft. Dafür möchte ich ihnen herzlich danken.

Kürzlich habe ich angeregt, an das Schicksal eines meiner Vorgänger, des Reichstagsabgeordnete Michael Schnabrich, angemessen zu erinnern. Als politischer Häftling wurde Schnabrich im KZ Sachsenhausen von einem 23jährigen Aufseher zu Tode geprügelt. Sowohl an seiner politischen Wirkungsstätte Bad Hersfeld als auch an der Stätte seiner Ermordung könnten wir mit einer Kunstinstallation seines Schicksals gedenken. Bestimmt findet sich auch für dieses Projekt eine engagierte Gruppe junger Leute.

Diese Formen zukunftsgerichteter Erinnerungskultur sind schließlich notwendiger denn je. Immer noch verfolgen und ermorden rechtsextreme Jugendliche Ausländer, quälen Ob-

dachlose brutal zu Tode. Immer noch verprügeln Skinheads Schwule und Behinderte und verfolgen Jugendliche, die sich offen als politisch Linke bekennen. Immer noch werden jüdische Einrichtungen geschändet. Von „nationalbefreiten“ Zonen wird geschwafelt. All dies darf uns jedoch nicht resignieren lassen. Wir sollten nicht an die Unbelehrbarkeit, sondern an die Fähigkeit zum Lernen glauben. Verirrte, kaltblütige, moralisch pervertierte Menschen dürfen uns nicht hoffnungslos werden lassen, solange ihnen junge Menschen gegenüber stehen, die sich mutig und engagiert für Freiheit, Toleranz, kulturelle und ethnische Vielfalt einsetzen.

Demokratie richtet ihren Anspruch an jeden Einzelnen von uns. Sie ist nicht nur Sache einer politischen Elite, daran muss uns der 20. Juli immer wieder ermahnen. Politisches, soziales, kulturelles Engagement und kritische Loyalität der Bürgerinnen und Bürger gegenüber dem Staat sind der Lebensgeist der Demokratie.

Bundespräsident Gustav Heinemann hat vor vielen Jahren zum Gedenken an die Männer und Frauen des 20. Juli die Worte des französischen Philosophen Jean Jaurès aufgegriffen: „Tradition bedeutet nicht, Asche zu verwahren, sondern eine Flamme am brennen zu halten.“

Die Nationalsozialisten streuten die Asche der ermordeten Widerstandskämpfer in alle Winde. Der heutige Tag soll uns dazu anhalten, die Flamme der Erinnerung am Brennen und Leuchten zu halten. Auch im 21. Jahrhundert brauchen wir Orte des Erinnerns und Gedenkens. Orte, die uns zusammen führen, die uns die Chance geben, sich der Vergangenheit zu stellen. Daraus schöpfen wir Kraft für die Zukunft.

Der Dichter Albrecht Haushofer wurde ebenso wie Adam von Trott wegen Beteiligung am Attentatsversuch des 20. Juli 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Ende April 1945 wurde er in der Nähe der Berliner Haftanstalt Moabit erschossen. Dort schrieb er das Gedicht „Schuld“:

*”
Ich trage leicht an dem, was das Gericht
mit Schuld benennen wird: an Plan und Sorgen.
Verbrecher wär' ich, hätt' ich für das Morgen
des Volkes nicht geplant aus eigener Pflicht.*

*Doch schuldig bin ich anders als ihr denkt,
ich musste früher meine Pflicht erkennen,
ich musste schärfer Unheil Unheil nennen
mein Urteil hab ich viel zu lang gelenkt...*

*Ich klage mich in meinem Herzen an:
ich habe mein Gewissen lang betrogen,
ich hab' mich selbst und andere belogen -*

*ich kannte früh des Jammers ganze Bahn -
ich hab gewarnt – nicht hart genug und klar!
und heute weiß ich, was ich schuldig war...“*

Albrecht Haushofers Zeilen, im Angesicht des eigenen Todes verfasst, sind ebenso wie Adam von Trotts Schicksal eine unüberhörbare Mahnung an das Gewissen eines jeden Einzelnen von uns. Lassen Sie uns Unrecht Unrecht nennen! Schauen wir nicht weg, wo

es hinzuschauen gilt! Haben wir den Mut, zu sagen, was man sieht. Widerstehen wir dem Hass und der Gewalt.

Erinnern wir uns auf diese Weise im Alltag immer wieder an Adam von Trott und die Männer und Frauen des Widerstandes. Beherzigen wir somit ihr Beispiel.

Michael Roth wurde 1970 in Heringen/ Werra geboren. Nach seinem Abitur in Heringen leistete er seinen Zivildienst bei der Evangelischen Kirche in Bad Hersfeld ab. Von 1991 bis 1997 studierte er Politologie in Frankfurt/Main und schloss das Studium mit dem Diplom ab. Anschließend war er als Mitarbeiter am Frankfurter Zentrum für Nordamerika-Forschung tätig. Seit 1987 ist Roth Mitglied der SPD. Seit 1996 gehört er dem Vorstand des SPD-Bezirks Hessen-Nord an und steht seit 2001 dem Unterbezirk Hersfeld-Rotenburg vor. Seit 1998 vertritt er den Wahlkreis Hersfeld-Rotenburg, Hünfeld und Melsungen als Abgeordneter im Deutschen Bundestag. Seit 2009 ist Roth Generalsekretär der hessischen SPD.

Der Redetext wird zitiert nach dem inzwischen vergriffenen Buch „Zwanzig Jahre Reden am Kreuz“, das 2004 im Marburger Schüren-Verlag erschienen ist.

Die Rechtschreibung entspricht der Buchvorlage, lediglich offenkundige Druck- und Schreibfehler wurden bei der Abschrift korrigiert.